

Lesben und Hausarbeit



Ungewollt in eine gutbürgerliche Familie hineingeboren, die sich meiner aber schnell erwehrte, indem sie mich 6 Jahre in ein Kinderheim steckte. Es folgten gewaltsame Integrationsversuche in dem familiären Heim und bald eine Odyssee durch Internate und immer wieder die Bestätigung dafür, daß aus mir nichts werden würde.

Auf der Suche nach Freundinnen und Vorbildern spürte ich eine Vorliebe für alleinstehende Frauen: es waren meistens finanziell unabhängige Lehrerinnen, die in ihren Ferien die Welt bereisten und mich mit fantastischen Ferienberichten und Reiseandenken bedachten.

Auch faszinierte mich, daß sie mit großer Selbstverständlichkeit die übliche Frauenrolle ablehnten und sich damit einen Freiraum schufen, den ich bewundernd nachzueifern versuchte. Nur: mir gelang es kaum, denn mir fehlte die materielle, die finanzielle Unabhängigkeit. Außerdem begann ich zur gleichen Zeit, unter dem Einfluß anderer Freundinnen, mich für Männer zu interessieren. Ich unterdrückte meine keimenden Bedürfnisse nach Frauenliebe und begann eine 7jährige Beziehung zu einem „Antimann“. Freunde wie Familie atmeten auf mit dem Spruch: jedes Töpfchen findet ein passendes Deckelchen. Ich begriff zwar bald, daß ich kein Töpfchen sein wollte, aber einen Vorteil brachte mir das Deckelchen doch: nämlich eine größere Unabhängigkeit von der Familie. Ich richtete mir ein eigenes Bankkonto ein, mußte nicht mehr jede Woche mein Geld abholen, hatte bei meinen Besuchen zuhause weniger Angst und konnte sie sogar völlig einstellen. Den Haushalt machte er, und in dieser Zeit fand man mich in tausenderlei Seminaren und Gruppen. Sie wurden existentiell wichtig für mich, weil ich darüber zum ersten Mal so etwas wie Identität zu verspüren, mir selber nah zu sein glaubte. All meine Aktivitäten, Ausbruchversuche, Frauenbeziehungen duldete mein Freund, und ich fing an, ihm gegenüber ein schlechtes Gewissen zu bekommen. Das hielt ich nicht

lange durch, ging in eine andere Stadt und gründete dort eine Lesbengruppe.

Hier erst begriff ich, daß auch andere Frauen ähnliche Erfahrungen hatten wie ich, mit meinem privaten und einsamen Protest gegen diese frauenfeindliche Gesellschaft, ihre Verlogenheit, ihre sinnleere Leistungs- und Arbeitsideologie und ihre ausbeuterische Geldverteilung. Endlich gelang es mir, öffentlich zu machen, daß und warum mein bisheriges Leben eine einzige Verweigerung gewesen war: Weigerung, gesellschaftlich normierte Frau zu sein, Hausfrau, Mutter, Geliebte, – diese Art von Arbeit kam mir sinnlos vor. Unbezahlte Hausfrauenarbeit empfand ich als totale Trennung von jeglicher Kreativität und eigener Selbstdarstellung. Meine Weiterentwicklung zu einer Lesbierin, die besonders fordernd und wütend aggressiv gegenüber den nicht so offenen Lesbierinnen war, führte nach einem Jahr zwar zu positiven Erfahrungen, aber gleichzeitig fing ich unter der neuen Identität auch immer mehr zu leiden an. Als lesbische Frau machte ich Hausarbeit, auch ich machte sie unbezahlt, auch ich war einzeln machtlos in der Beziehung zum Kapital, d.h. zu Männern.

Ich liebte eine verheiratete und berufstätige Mutter von vier Töchtern. Trotz unserer anfänglichen Solidarität, Kreativität, unserer Fähigkeit, Gefühle auszudrücken, wurden wir in eine eheähnliche Beziehung gedrängt, in der wir uns nicht mehr entfalten konnten. Wie kam das? Unsere sexuelle Beziehung wurde zur Arbeit, da wir nie genügend Zeit, Raum und Energie hatten. Aus Liebe machte ich daraufhin unbezahlte Hausarbeit. Aus Liebe entwickelte ich so etwas wie Familienfürsorglichkeit und sogar Mütterlichkeit. Es begann zuerst mit Arbeitsteilung und endete mit organisiertem An-sich-reißen der Haushaltsführung.

Ich holte meine Freundin mittags ab, inzwischen war das Essen fertig, ich spülte, unterhielt mich mit den Kindern, ging dann in meine eigene Wohnung zum Aufräumen und Studieren oder

kaufte gewaltige Batterien von Sprudelflaschen, und abends erschien ich rechtzeitig zum Essen. Die Aggressionen wuchsen bei allen Beteiligten, ich fing laut an zu schimpfen und konnte nicht begreifen, daß eine total aufgeräumte Küche abends schon wieder dreckig war, und wurde noch wütender, wenn mir meine Freundin demonstrierte, wie man einen Haushalt richtig führte, indem man nämlich nach dem Aufräumen noch fegte. Wir traten in einen regelrechten Konkurrenzkampf: wer macht es besser, schöner, schneller, organisierter. Nach all der Arbeit waren wir ausgelaugt und nicht mehr fähig, eine wirkliche Beziehung aufzubauen. Wir fingen an, uns nur noch auf die Ferien zu freuen, die wir uns mit Schulden erkaufte, aber natürlich brauchten wir erstmal drei Tage, um uns an die Ruhe und an uns selbst zu gewöhnen. Und oft genug sammelten wir unsere Kräfte nur, um hinterher wieder leistungsfähig sein zu können: so war auch dies wieder Arbeit.

Die damalige Lesbengruppe zerbrach am Problem der angeblich so unterschiedlichen Situation von Hausfrauen, Müttern, alleinstehenden Frauen, solchen, die sich gerade scheiden ließen, Interessierten. Und das, obwohl wir alle diese unbezahlte Hausarbeit am Arbeitsplatz wie auch in unseren Liebesbeziehungen verweigerten und unsere gemeinsame Art der Verweigerung uns zwingt, versteckt zu leben. Heute begreife ich mein Lesbischsein zuallererst als Weigerung, an Männern sexuelle Hausarbeit zu leisten. Aber nicht nur die an Männern, sondern diese zur Arbeit verkommene Sexualität funktioniert ähnlich auch zwischen Frauen. Lesbischsein bedeutet mir Kampf gegen die unbezahlte Frauenarbeit, das heißt: gegen die kapitalistischen Lohnverhältnisse oder genauer: gegen die kapitalistischen Nicht- oder Niedriglohnverhältnisse für Frauen, die uns diese Arbeit immer wieder aufzwingen, gerade weil sie unbezahlt ist. Lesbischsein bedeutet mir daher Kampf gegen die Kontrolle aller Männer über uns Frauen, gegen die Unterdrückung meiner Kreativität.

Mojkin

Das Pärchen setzte sich an den Nebentisch: er um die 70, sie ein wenig jünger. Er half ihr umständlich, sich zu setzen: eine kleine Frau, mit wohlgeordnetem Haar, blauem Kleid mit kleinem Muster. Er zog die Jacke aus und legte sie neben sich. Sie bestellten, und dann stellte er seinen Antrag: „Also morgen früh um elf, bei den Telefonen in der Galerie. Du hast noch die ganze Nacht, um darüber nachzudenken, und wenn du dich dazu entschließen kannst, erwarte ich dich dort um elf. Einverstanden?“ „Einverstanden. Dann schaffe ich es noch, in der Standa vorbeizugehen und mir ein paar Strümpfe zu kaufen.“

Ich näherte mich dem alten Liebespaar, um neugierig und indiskret zuzuhören. Es war in einem Gasthaus an der Ripa di Porta Ticinese in Mailand, einer Gegend, wo es noch keine aufgemöbelten „typisch mailändischen“



oder: Haben die jungen und die alten Frauen wirklich so wenig gemein?

Die wilde Ehe der 80jährigen

Restaurants gibt. Der Mann erzählt weiter, spricht von seinem Leben als Witwer, erzählt, wie er bis vor kurzem ab und zu eine Bürokollegin besuchen ging: „Aber seit ich dich kennengelernt habe, bin ich nicht mehr dort gewesen.“ Sie hörte ihm zu, ihre Augen waren auf den Teller gesenkt, ab und zu nickte sie, einige Male bat sie ihn, leiser zu sprechen, aber er hatte zuviel zu sagen. Er versuchte, ihr Zögern zu überwinden: „Probieren wir es drei Monate, und wenn es dir dann nicht gefällt, kannst du immer noch nach Hause zurück.“ Als sie aufstanden um wegzugehen, eine letzte freundliche Geste: er schloß ihre Sandale, die sie wegen einer Knöchelanschwellung geöffnet hatte.

Der Antrag des Alten war kein Heiratsantrag, sondern einer, „sich zusammenzutun“, wie man in Mailand sagt. Genaueres erfuhr ich darüber einige Stunden später im Park, an einer Ecke, wo sich die Rentner des Stadtteils Garibaldi treffen. Unser Gespräch kommt auf ihre Frauen: wie komme es, daß keine von ihnen dabei sei, warum bringen sie sie nicht mit, um ein wenig frische Luft zu schöpfen usw.? Die Ant-

worten – zuhause haben sie zu tun, da haben sie ihre Freundinnen, und außerdem erzählen wir uns hier unsere Witze – lassen meine Frage dumm und unpassend klingen. Aber einer von ihnen, Guido, ein Witwer um die 60, nimmt uns beiseite: „Sie bringen sie nicht mit, weil hier so viele auf der Jagd nach einer Frau sind. Drei Viertel der Rentner, die sich hier treffen, sind Witwer. Sie suchen eine Gefährtin, eine Witwe, mit der sie sich zusammentun könnten. Nein, nicht zum Heiraten, denn dann würde sie ihre Rente verlieren. Ich zum Beispiel habe eine Invalidenrente von 200 Mark im Monat, habe zwei Zimmerchen in der Via Palermo, zahle 100 Mark. Vielleicht finde ich eine Frau, mit der ich zusammenleben kann, die ihre Rente mit meiner zusammenlegen will.“

Das ist die neue Realität: die vom Staat geförderte wilde Ehe der 80jährigen. Zwei magere Renten machen zusammen eine weniger magere. Der verzweifelte Versuch, nicht im Obdachlosenheim zu landen, wie viele zugeben. Und die Kinder? „Meist ziehen sie weg, wenn sie heiraten, arbeiten die ganze Woche und fahren dann sonntags ins

Grüne.“ In den Soziologiebüchern heißt das: „Zusammenbruch der Großfamilie.“

Wieviele solcher wilder Ehen mit zwei Rentnern mag es geben? Die Zahl der Rentner ist sehr hoch. Aber wir müssen hier gleich hinzufügen, daß die Sache für die Großväterchen schwierig zu werden beginnt. Guido riet uns nämlich, nach dem Nachessen noch mal dorthin zu kommen: „Ungefähr um acht kommen die Witwen hierher, wenn es noch etwas hell ist. Sie kommen mit ihren Freundinnen, Nachbarinnen, um ein Schwätzchen zu halten...“. Und dann, in den Antworten dieser verwitweten Rentnerinnen, fanden sich die Spuren der feministischen Revolution: „Wenn ich einen Typen finde, der mir gefällt, wohne ich mit ihm zusammen – aber Magd und Krankenschwester spiele ich nicht für ihn“, sagt Margherita B., 65jährige Witwe; ihre Freundinnen nickten.

Und in den Zeitungen erscheinen beunruhigende Annoncen: „Witwe mit Rente sucht Gefährtin oder Gefährtinnen mit Rente, um Wohnung und Ausgaben zu teilen.“

(Corriere della Sera)